

Glaubensbrüder oder Feinde?

Schia und Sunna - die Politisierung konfessioneller Differenzen

Auf die Unterschiede zwischen Sunniten und Schiiten angesprochen, reagieren Muslime in der Regel abwehrend mit der Erklärung, es gebe nur einen Islam. Die konfessionellen Unterschiede zu thematisieren, spalte die muslimische Gemeinschaft und nütze deren Feinden. Insbesondere im Irak aber wird das Potenzial des religiösen Konflikts offensichtlich.

Umar hat sich kürzlich in Mustafa umbenennen lassen, und Hussein heisst jetzt Muhammad. Täglich werden im Irak Menschen umgebracht, weil ihre Vornamen die Zugehörigkeit zur sunnitischen oder schiitischen Glaubensgemeinschaft verraten; Tausende lassen sich deshalb offiziell unter unverfänglicheren Namen registrieren. Sunnitische Extremisten sprengen sich in die Luft, um möglichst viele «abtrünnige schiitische Hunde», so der notorische Schiitenhasser Abu Mussab az-Zarkawi, mit sich in den Tod zu reissen. Schiitische Todesschwadronen sortieren aus Rache Autos mit Kennzeichen aus den Provinzen Anbar oder Falluja aus, um deren mutmasslich sunnitische Insassen zu töten.

Die Akteure rechtfertigen ihre atavistische Gewalt mit religiösen Klischees und historischen Vorbildern, und die politische Vulgärpsychologie orientiert sich an uralten Mustern: Schiiten seien hinterhältig, weil sie Taqiyya betreiben, also ihren Glauben verschleiern dürften, Sunniten seien wie die frühen Kalifen prinzipienlos nur an der Macht interessiert. Die Wirkungsmacht des konfessionellen Gegensatzes ist im Irak besonders gross, da hier die meisten heiligen Stätten der Schia liegen: Najaf, Karbala, Samarra und Kazimiyya. Aber auch bei Sunniten geniesst das Land als Sitz des Abbasiden-Kalifats besondere Verehrung. Um die innerislamische Polemik zu verstehen, ist daher ein historischer Rückblick sinnvoll.

Trennende Mythen

Auf dem Rückweg von seiner Abschiedswallfahrt nach Mekka soll der Prophet Mohammed im März 632 am Teich von Khumm seiner Gemeinde gesagt haben: «Der, dessen Herr (Maula) ich bin, dessen Herr ist auch Ali.» Jene, die dieses Ereignis als göttliche Designation Alis zum Nachfolger des Propheten (Kalifen) interpretierten, bildeten fortan «die Partei Alis» (Schiat Ali) oder kurz Schia. Die sunnitische Mehrheit wollte in dem Prophetenwort jedoch nur eine allgemeine Ehrbezeugung und keine Nachfolgeregelung sehen. Als Mohammed wenige Monate später starb, bestimmten sie stattdessen Abu Bakr zum Kalifen. In manchen Gegenden verfluchen Schiiten Abu Bakr und seine Nachfolger Umar und Uthman bis heute, weil sie das Kalifat usurpiert und Ali um seinen rechtmässigen Anspruch betrogen hätten. Umgekehrt beschimpfen Sunniten Schiiten als Rafiditen, die (den Gehorsam gegen die Kalifen verweigernden) «Abtrünnigen».

Als Ali 656 schliesslich doch noch zum Kalifen bestimmt wurde, schien die schiitische Ordnung wiederhergestellt. Doch seine Herrschaft war kurz und glücklos. Seine Gegner warfen ihm Verstrickung in den Mord an seinem Vorgänger Uthman vor. Muawiyya, der syrische Statthalter Uthmans, erkannte das Kalifat Alis nicht an und rief sich selbst zum Kalifen aus. 661 ermordete ihn ein Anhänger der Sekte der Kharijiten in der Stadt Kufa. Ali liegt vermutlich in Najaf begraben.

Ali blieb der einzige schiitische Imam, der religiöse und politische Autorität in sich vereinte. Seine Söhne Hassan und Hussein und - in der Zählweise der Hauptrichtung der Zwölferschia - die weiteren neun Imame konnten ihren Herrschaftsanspruch trotz wiederholter Aufstände nicht mehr einlösen. Muawiyya setzte sich mit dem fortan dynastisch weitergereichten Kalifat durch. Den Sunniten wird deshalb vorgeworfen, sie hätten die unislamische Herrschaftsform der Monarchie eingeführt.

Die schiitischen Märtyrer

Dass auch alle folgenden schiitischen Imame auf Befehl der «tyrannischen» sunnitischen Kalifen eines gewaltsamen Todes als Märtyrer gestorben seien, gehört zu den festen Glaubensgrundsätzen der Schia. Sie gelten als göttlich designiert und unfehlbar, ihre Geburts- und Todestage sind hohe Festtage, und ihre Grabstätten zu besuchen, gilt manchen als ebenso verdienstvoll wie die Pilgerfahrt nach Mekka. Ihre überlieferten Aussprüche werden mitunter noch über den Koran gestellt. Dies führt zu dem Tadel, die Schia habe die Imame zu göttähnlichen Heiligen erhoben. Dies sei Götzendienerei und Polytheismus (Schirk), die einzige Todsünde im Islam, die mit ewiger Höllenqual bestraft wird. Die puritanischen Wahhabiten in Saudiarabien haben deshalb die Imamgräber in Medina zerstört und Anfang des 19. Jahrhunderts Najaf und

Karbala verwüstet.

Zum Archetypus des rebellischen schiitischen Märtyrers wurde der Prophetenkel und Dritte Imam, Hussein, der im Jahre 680 der Legende nach mit weniger als hundert Gefährten gegen die 30 000 Mann starken Truppen des tyrannischen Kalifen Yazid ins Feld zog. Am zehnten Tag des Monats Muharram, an Ashura, fand er den von Gott vorherbestimmten Tod auf dem Schlachtfeld von Karbala.

Imam Hussein gilt heutigen schiitischen Bewegungen wie dem libanesischen Hizbullah als Vorbild, auch in vermeintlich aussichtsloser Situation gegen einen übermächtigen Feind zu kämpfen. In dem «Sieg von Gott» (Nasr min Allah, ein Wortspiel mit dem Namen des Hizbullah-Generalsekretärs Hassan Nasrallah), den der Hizbullah nach dem Krieg gegen Israel im vergangenen Sommer für sich beanspruchte, wiederholte sich die Botschaft von Karbala: Trotz der zahlenmässigen und militärtechnologischen Überlegenheit der israelischen Armee und den ungeheuren eigenen Verlusten blieb die Gemeinschaft standhaft und errang einen moralischen Sieg. Auch das Selbstmordattentat, im Jargon des Hizbullah eine Märtyreroperation, knüpft an das Vorbild Husseins an, der willentlich und wissentlich in den Tod gezogen sein soll, um als Schahid, als Märtyrer und als Zeuge für das Unrecht seiner Gegner, kommenden Generationen ein Vorbild zu sein. - Die meisten Imame blieben indes unpolitische Gelehrte. Manche betrieben Taqiyya, sie verbargen aus Vorsicht ihren wahren Glauben. Der Zwölfte Imam, Mahdi, ging 874 im Kindesalter «in die Verborgenheit ein», aus der er eines Tages als rechtleitender Erlöser wiederkehren soll.

Wille zur Annäherung

In der Geschichte des Islams kam es wiederholt zu heftigen Polemiken und blutigen Auseinandersetzungen zwischen den Konfessionen. Dennoch spricht einiges dagegen, den sunnitisch-schiitischen Antagonismus als eine unüberbrückbare Konstante zu sehen. Denn keine der historischen und gegenwärtigen Auseinandersetzungen lässt sich rein auf den religiösen Gegensatz reduzieren. Immer spielen auch soziale und politische Faktoren hinein: das Verhältnis von Mehrheit und Minderheit, soziale Unterschiede, aussenpolitische Bündnisse, regionale Rivalitäten, ethnische Differenzen und Stadt-Land-Gegensätze.

Die Fronten verliefen nie ausschliesslich zwischen den beiden Richtungen. Auch Sunniten kritisieren das Abdriften des frühen Kalifats in eine Monarchie. Politisch aktive Schiiten verbieten unter heutigen Bedingungen die Taqiyya, das Verbergen des wahren Glaubens. Die Wahhabiten sind wegen ihres Verbots der Heiligenverehrung vielen Sunniten ebenso verhasst wie den Schiiten. Die Familie des Propheten, zu der die Imame gehören, geniesst im sunnitischen Volksislam hohe Verehrung. Schiitische Reformtheologen verbieten ihren Anhängern das Verfluchen der ersten Kalifen.

Besonders im 20. Jahrhundert entstand der Wille zur ökumenischen Annäherung. Der Kampf gegen den europäischen Kolonialismus führte im Ersten Weltkrieg zu gemeinsamen Jihad-Aufrufen. Übergeordnete Ideologien wie der Nationalismus entschärfen bisweilen die konfessionellen Gegensätze - aber sie konnten diese auch hervorragend inkorporieren, etwa im stark von schiitischen Symbolen geprägten iranischen Nationalismus oder im sunnitisch dominierten Arabismus.

König Abdallah von Jordanien warnte im Dezember 2004 vor dem «schiitischen Halbmond», der sich zwischen Iran, dem Irak, Syrien und Libanon formiere, und der ägyptische Präsident Hosni Mubarak behauptete, die Loyalität arabischer Schiiten gelte eher Iran als dem Arabismus. Sie sprachen damit das alte Ressentiment an, die Schia sei eine persische Abspaltung des Islams, gegen die der arabische (sunnitische) Urislam verteidigt werden müsse. Möglicherweise sollte solche Polemik auch eine Solidarisierung mit dem schiitischen Hizbullah verhindern. Doch diese Strategie verfiel nicht: Der Hizbullah-Generalsekretär Hassan Nasrallah ist wegen seines «Sieges von Gott» gegen Israel und trotz seiner schiitischen Herkunft zur Pop-Ikone auch der sunnitisch-arabischen Jugend geworden.

Stephan Rosiny

Stephan Rosiny ist Islamwissenschaftler und hat sich insbesondere mit dem schiitischen Islam in Libanon beschäftigt. Er lehrt an der Freien Universität Berlin.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter: <http://www.nzz.ch/2006/10/16/fe/articleEJXO9.html>

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG